

Liturgiegeschichte – Ballast oder Wegweiser?

Ein Beitrag der Liturgiewissenschaft für die Zukunft der Kirche

Tut dies zu meinem Gedächtnis“ – mit dieser Aufforderung enden die sogenannten Wandlungsworte im Eucharistischen Hochgebet einer jeden Messe. Die Kirche sah sich von Anfang an diesem Vermächtnis ihres Herrn verpflichtet. Was aber ist mit „dies“ gemeint? Sind nicht die Erscheinungsformen der Feiern, mit denen die christlichen Gemeinden ihren Auftrag zu erfüllen glauben, höchst verschieden? Was verbindet eine orthodoxe Göttliche Liturgie mit dem Abendmahlsgottesdienst einer evangelikalischen Gemeinde? Selbst innerhalb ein und derselben Kirche sind die Unterschiede gravierend, etwa zwischen einer weitgehend improvisierten Jugendmesse und einem Hochamt nach dem Missale Romanum von 1962. Noch problematischer wird es, wenn man in die Geschichte zurückgeht: Was wissen wir darüber, wie der Gottesdienst in früheren Zeiten tatsächlich gefeiert und erfahren worden ist? Je weiter man zurückgeht und sich der Zeit Jesu nähert, desto unschärfer wird das Bild der tatsächlichen Zustände.

Man könnte sich mit dem Ist-Zustand begnügen. Manche Kritiker der gegenwärtigen Liturgie setzen die Tradition absolut und lehnen ihre historisch-kritische Hinterfragung ab. Der Verzicht auf liturgiehistorische Forschung wäre aber nichts anderes als liturgischer Kreativismus. So wenig wie die Kirche auf eine historisch-kritische Bibelwissenschaft verzichten kann, kann sie auch auf eine historisch-kritische Erforschung ihrer Tradition, insbesondere der liturgischen, verzichten. Grundlagenforschung ist ein Kerngeschäft der Theologie, die Glaube und Vernunft in Einklang zu bringen hat. Die Liturgiewissenschaft hat von daher neben ihrer systematisch- und praktisch-theologischen Ausrichtung ein Standbein in der Geschichte.

Mythos „Goldene Zeit der Väter“

Grundlagenforschung ist das eine, aber wie vermittelt man deren Erkenntnisse? Längst hat sich unter Historikern die Erkenntnis durchgesetzt, dass es eine voraussetzungsfreie, rein objektive Geschichtsschreibung nicht gibt. Stets geht man von Vorverständnissen aus, über die man sich Rechenschaft zu geben hat. Die Liturgiewissenschaft im deutschen Sprachgebiet hat dies unlängst auf dem zusammen mit ihrem Sprecher Professor Dr. Benedikt Kranemann (Erfurt) vom Bonner liturgischen Seminar im Kardinal-Schulte-Haus in Bensberg organisierten Fachkongress „Bilder, Modelle, Beschreibungen der Liturgiegeschichte“ unternommen. In Vorträgen und Diskussionen, aber auch auf einer fußläufigen Erkundung der stadtkölnischen Liturgiegeschichte, ging es um Erkennt-

nisse und deren Vermittlung in die Gegenwartskultur. Zur Sprache kamen auch Wissenschaftsmythen wie die einer „goldenen Zeit der Väter“ und die damit verbundene Verfallshypothese in Bezug auf Mittelalter und Neuzeit. Aus heutiger Sicht bedürfen auch einige Reformschritte der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils einer Revision.

Identität Kirche in kultureller Pluralität

Worin unterscheidet sich Liturgiegeschichtsschreibung innerhalb der Liturgiewissenschaft von der der historischen Wissenschaften? Der einzige Unterschied besteht darin, dass seitens der Theologie Liturgiegeschichte als Teil der Geschichte Gottes mit den Menschen, also im Horizont der Heilsgeschichte, gesehen wird. Damit werden Fehlentwicklungen keineswegs ausgeklammert, sondern als Wesensmerkmal einer Kirche auf dem Weg behandelt und bewertet. Kontinuität als Stehen in der apostolischen Tradition und schicksalhaft erlittene oder bewusst herbeigeführte Brüche schließen einander nicht aus. So lässt sich das neue Verhältnis der Kirche zum Judentum, wie es sich in den Pontifikaten des 20. Jahrhunderts angebahnt hatte und im Zweiten Vatikanischen Konzil ratifiziert wurde, in seinen liturgischen Auswirkungen nicht anders als Neuanfang und damit als Bruch gegenüber dem Vorherigen bezeichnen. Dies betrifft insbesondere die von Papst Paul VI. eingeführte Fürbitte für die Juden am Karfreitag, worüber auch die von Papst Benedikt 2008 revidierte Fassung für die ältere Form nicht hinwegtäuschen kann.

Dennoch steht die Liturgiegeschichtsschreibung gerade in Bezug auf die Darstellung des Verhältnisses von jüdischer und christlicher Liturgie vor großen Problemen. Zwar hat das Christentum als die jüngere Religion viele Elemente der älteren übernommen, insbesondere die Schriften, die wir Altes Testament nennen. Doch genügt das bevorzugte Mutter-Tochter-Modell keineswegs, um das schwierige Verhältnis der liturgischen Traditionen zueinander zu bezeichnen. Dies gilt nicht einmal für die zentrale christliche Feier, die Eucharistie. Wie wir erkennen, münden deren Ursprünge erst im Lauf des vierten Jahrhunderts in die von uns bekannte und in allen Liturgiebereichen des Ostens und Westens bis zur Reformation weitgehend deckungsgleiche Feiargestalt. Ungefähr zur gleichen Zeit entwickelte sich die heutige jüdische Liturgie teils unabhängig, teils in bewusster Abgrenzung und teils in freiwilliger oder unfreiwilliger Übernahme von christlichen Traditionen, also in „dynamischer Interaktion“.

Die Ursprünge christlicher Liturgie liegen also noch weitgehend im Dunkeln. Sicher ist, dass man ähnlich wie die Juden mehrmals am Tag gebetet hat. Schon früh zeichnete man den Tag nach dem Sabbat als „Herrentag“ aus. Die Formen der Versammlung unterschieden sich aber von den heute geläufigen. Vor allem in den heidenchristlichen Gemeinden war das hellenistische Symposium stärker formbestimmend als jüdische Mahltraditionen. Die Rezitation der Einsetzungsworte, nach katholischem Verständnis der Moment der Wandlung, wurde wohl erst im Lauf des vierten Jahrhunderts üblich, in der von Rom anerkannten altorientalischen Kirche der Assyrer kommt sie bis heute nicht vor. Das Schwergewicht liegt hier wie in allen anderen östlichen Liturgien auf der Bitte um die Verwandlung durch den Heiligen Geist.

Mit der Neukonstruktion christlicher Liturgie nach der Konstantinischen Wende im Jahr 313 ging die Strategie einher, sich der Kontinuität apostolischer Tradition zu vergewissern beziehungsweise eine solche zu behaupten. Ein wichtiges Dokument für die erneuerte Liturgie ist die sogenannte Traditio Apostolica, eine Kirchenordnung, die bis vor wenigen Jahrzehnten dem römischen Bischof Hippolyt zugeschrieben und dementsprechend auf das frühe dritte Jahrhundert datiert wurde. Deren Rekonstruktionsversuch gab das Material her unter anderem für unser Zweites Eucharistisches Hochgebet (Gotteslob 588) und das Bischofsweihegebet. Heute wissen wir, dass weder Autor noch Entstehungszeit und -ort den bisherigen Zuschreibungen entsprechen.

Bleibt also nur noch die „Dekonstruktion“ – die Zerstörung traditioneller Sinnzusammenhänge? Dies wäre eine Kapitulation der Liturgiewissenschaft als Theologie. Sie darf aber auch kein neues Einheitskonstrukt errichten wollen, was ihrem wissenschaftlichen Anspruch widerspricht. Die reizvolle Aufgabe der Liturgie-Geschichtsschreibung der Zukunft besteht darin, die Identität der liturgiefeiernden Kirche in kultureller Pluralität und geschichtlichem Wandel darzustellen und so das Verständnis für die unterschiedlichen Formen der Gottesbegegnung in der feiernden Versammlung von Gläubigen zu wecken und die Wertschätzung spiritueller Vielfalt zu fördern. ALBERT GERHARDS

Unser Autor, Professor Dr. Albert Gerhards, lehrt Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn und ist Priester des Bistums Aachen.

